

Anbiederungen. Beinahe
Beim Auslaufen der Signaturen der Transzendenz
Vermischtes aus Anlass eines jüngst veröffentlichten Briefes
von Gertrud Fussenegger an Ernst Jünger
von Michael Sallinger (Innsbruck)

Die folgenden Überlegungen sind Biografie und Versuch zugleich. Sie verweben Themen und Begriffe zu Teilen eines Mosaiks, mit denen sich der Verfasser seit vielen Jahren immer wieder befasst hat. Die darin verwendeten Begriffe folgen keiner bestimmten Lehre, keinem System und sind keine Wissenschaft. All dies ist auch literarische Autobiografie. Das Leben nimmt sich die Themen, um die es sich legt, und die Themen suchen sich Leben aus, in denen das wirkt. Wer Wissenschaft erwartet, den möchte der Verfasser bitten, die folgenden Seiten zu überschlagen. Wer Anregung finden und Widerspruch üben möchte, der wird ausreichend Gelegenheit finden.

Die Frage, ob man alte Kontroversen noch einmal aufgreifen sollte, ist müßig in dem Augenblick, in dem das erste Wort niedergeschrieben wird und da steht. Manche dieser Kontroversen stehen, ganz im Übrigen, von selbst auf; aus dem Papier, in das sie vor Jahrzehnten gebannt worden sind.

Das nämlich ist die Wirkung des Geschriebenen, dass es, wo immer es das Licht der Welt – oder sagen wir ruhig, ihr Dunkel – erblickt hat, für sich selbst lebt und zeugt. So ist das Geschriebene immer ein Licht- und Schattenbild und spricht ganz für sich; mit sich aber zugleich für den Urheber, den Autor, den, der es schrieb. Von Gedrucktem kann man sich nicht mehr lösen; nur das Gedruckte löst sich von einem und entwickelt sich.

Nach Jahrzehnten, ja nach Jahrhunderten mag es wieder einmal aufleuchten, sich aus dem Schläfe erheben und zugleich Zeugnis ablegen von jenen, die einmal daran geschrieben und in dem Geschriebenen an es gedacht haben. Das ist Segen und Fluch der Literatur zugleich.

Die Betrachtung der Literatur ist, wie alles heute, professionell geworden; der reflektierende Autor gerät in das Hintertreffen, an seine Stelle treten die Fachleute. Es sind diese beileibe nicht nur *Eunuchen, die über die Liebe schreiben*. Nein, das sind sie nicht nur.

Und doch: es entwickeln sich Begriffe und in ihnen lebt eine eigene Sprache weiter, eine *Metasprache*, die aus den unterschiedlichsten Begrifflichkeiten und Bezüglichkeiten, den unterschiedlichsten Formen und *Präskriptionen* gespeist, eigene Folien über das Gelesene wie über das Erlebte zieht. Das ist die Sprache der Wissenschaft; von ihr handeln wir hier nicht.

Wir sprechen von der Sprache des Autors, der nichts gelernt hat, außer in und – schlechterdings auch mit – seiner Empfindsamkeit zu leben, der, wie immer und wo

immer, dazu gezwungen ist, sein *Material kalt zu halten* und der sich in einem Leben hält, in dem er unterschiedlichsten Anfechtungen, Versuchungen, Irrungen, Spaltungen und Verwerfungen ausgesetzt ist, zumal dann, wenn er in der kleinen Form arbeitet, sich nicht dem *common sense* andienert, weil er *den Alleingang wählt*.

Dieser *Alleingang* – Thomas Bernhard – hat unterschiedliche Gestalt. Immer aber heißt er, die einem zugewiesene Substanz als Erfahrung zum Durchbruch zu führen, ihr dorthin zu verhelfen, egal, was dabei heraus kommt. *Schreiben bedeutet, das ist die essentielle Differenz, nicht rechnen*. Wo das Schreiben beginnt, sich zu verziffern, wo es rechnet und berechnet und wo es auf eine Wirkung hin abzielt, verkümmert es zum Umsatzgeschäft.

Das ist zulässig und keineswegs unredlich; aber es geht am Kern vorbei. Die Lohn- und Gefallschreiberei ist nicht nur in unserer Zeit vorhanden; sie gehört zu einer jeden Zeit wie die Kette, der Schmuck, der Ring und der Putz; sie gehört, gleich, ob Talmi oder Brillant, zum Schöpferischen ansich, das nach Ausdruck strebt und, um gehört zu werden, jeden Preis zu zahlen willens ist, den es gibt. Spät erst erfährt man den Sinn der Einsamkeit, die Kraft der Stille und die Ruhe der Einsamkeit; dort nämlich, wo die Gefallsucht endet und die wenigen und kurzen Augenblicke auftreten, in denen man sich im Spiegel sieht und daraus blicken einem Augenpaare wieder und wider, die einem sagen: *Das bist Du*.

Daher ist die Reflexion künstlerischer Arbeit, die gern in so genannten Versuchen zusammengefasst wird, keine Aufgabe bloßer Referenz und schon gar nicht eines wissenschaftlichen Kalküls. Das ist eine Herangehensweise. Die andere ist die des Künstlers. Diese ist assoziativ, umkreisend, das ganze wie eine Orange aufgebaut sagt der *Ptolemäer*. Das rechnet nicht nach Sinnen, nach Systemen, nach Gruppen und nach Grüppchen, nach dem Dazugehören und nicht nach der Reflexion. Das rechnet nur nach dem Eindruck und nach dem Einbruch des Gedankens. Damit hebt es zugleich die Zeit auf: zurück versetzt in die Unmittelbarkeit des Erlebten, des Gelesenen und des Gefühlten spricht etwas aus der und in die Dichte. Keine Verzifferung. Reale Präsenz.

II

Das sind nicht nur die Leiden, das sind die Möglichkeiten des Bibliophilen zugleich. Im Aufschlagen eines Beitrages, in der Begegnung und der Wieder-Begegnung liegen sie. Es sind Augenaufschläge über das Sichtfenster der verzifferten Zeit hinaus. Manches Mal legt einem die Lektüre den Weg.

In diesem Fall ist es ein Brief Gertrud Fusseneggers an Ernst Jünger, der jüngst in einem Auswahlband abgedruckt worden ist, der unterschiedlichste Autorenzuschriften an Jünger seit dem Jahre 1945 vereint.

Marbach hat Jünger ja nun in den letzten Jahren hochleben lassen: mit einer Ausstellung des (einzigartigen) Nachlasses und der Betreuung der Renovation des Hauses in Wilfingen auf der Schwäbischen Alb, das neulich unter viel öffentlicher Teilnahme wiedereröffnet wurde. Nun kann man im Weltnetz – das Wort trifft es besser

– auch Ernst Jüngers Badewanne besichtigen, samt Duschvorhang in rosa und Vorleger in derselben Farbe.

Da schien es einem fast, als würde soviel ungeteilte Harmonie nie recht stimmen. Immerhin, noch 1982, im Jahre der Verleihung des Goethepreises der Stadt Frankfurt, und noch 1995, im Jahre des einhundertsten Geburtstages mischten sich durchaus kritische Stimmen in das öffentliche Konzert, das man in Deutschland immer dann als *Diskurs* zu bezeichnen beliebt, wenn es um die Tagespolitisierung von allem und jedem sub specie der Forderungen einer freilich täglich sich häutenden Korrektheitsvorstellung geschuldet ist, einer Korrektheit, die sich unter dem Eindruck moderner Umfragen und ihrer Ergebnisse bisweilen in kürzesten Abschnitten neu justiert.

So schien mir die Veröffentlichung dieser – im Regelfall freundlichen, meist sogar sehr freundlichen – Anschreiben an Jünger bei Wallstein als eine besondere Beigabe aus den Archiven Marbachs, hier aus dem Briefarchiv Jüngers. Seht her, so will das Bändchen sagen, den Jünger mochten ja die unterschiedlichsten Leute, von Hermann Hesse bis zu Karl Korn und sogar Hans Mayer hat sich nicht unfreundlich geäußert, im Gegenteil, es ging ihm um die Korrektur eines Missverstehens.

So kann man es sehen. Dieser Band also, eine kleine Rechtfertigungspublikation zu dem Stahlhelm, in dem nun die Marbacher Inventarnummer eingeklebt ist, der aber wieder zurück gekehrt ist in das Jüngersche Arbeitszimmer und dort über den diversen kleineren Lexika und alten Dudenausgaben in trauter Eintracht mit dem Helm eines englischen Offiziers liegt, den Jünger im ersten Weltkriege wohl erschossen hat; freilich: sonst hätte jener ihn erschossen und davon spricht man nicht gern, schon gar nicht in dichterlichen Lebensviten. Stahlhelm an Stahlhelm, beide mit einer Nummer versehen, sehen nun aus dem Fenster, hinüber auf das Stauffenbergische Schloss in einem seelenlosen Haus, das eine Gedenkstätte geworden ist.

Nun, frisch hergerichtet, gemalt und gepflegt, seiner Anbrüchigkeit enthoben, haben Haus und Inhalte viel Zeit, sich aufeinander einzurichten. In den leeren Nächten und den kalten Winterabenden, wenn alles verschlossen ist, werden sich die vierzigtausend Käfer nicht wenig zu berichten haben, die, aus der ganzen Welt zusammen gekommen, nun in Wilflingen, Schrank an Schrank, Lanze an Lanze nebeneinander warten, im Duft von Chloroform: ja, auf was eigentlich?

Dass das eine oder andere Mal ein kenntnisreicher Besucher eine Lade geöffnet bekommt und die Carabiden und die Cincindelen im freundlichen Kleide sich von der besten Seite zeigen; einmal noch erinnernd an ihren Sammler, Meister und Herren, der nun selbst fast zu einem Exponat geworden ist.

Die *Cicindela (Juengeria) juengeriorum* als eine der ersten; sie freilich kann man, von Mandl vortrefflich und in alle Einzelheiten aufgemalt, auch auf einer Postkarte sehen, die Jünger gern versandte. Dies alles also; das gibt es, um das Motto der ersten Fassung des abenteuerlichen Herzens noch einmal zu zitieren.

III

In dieses alles hinein fällt zugleich der eine Brief, der das Zeitfenster öffnete: der Brief Gertrud Fusseneggers an Ernst Jünger, dem sie, als Anlage, einen Aufsatz aus *Wort im Gebirge* anlegte, einen Aufsatz über Thomas Manns *Doktor Faustus*.

Diesen also, diesen Aufsatz zog ich aus meiner Sammlung der *Wort im Gebirge*-Hefte und durfte dabei feststellen, erneut, dass die Folge der Hefte, selbst aus unserer Sicht, besser ist als der Spott, den Erika Mann darüber vergossen hat; sie wird die Hefte sogar gekannt haben, womöglich. Lange genug hatte sie in Ehrwald ein Haus. Von diesem Briefe und seinen Strahlungen sprechen wir im Folgenden. Im zweiten Jahrgang von *Wort im Gebirge* finden wir unter dem Titel *Sinnesverkehrungen* auf den Seiten ab 57 einen Aufsatz, der sich dem eben erschienen *Faustus*-Roman von Thomas Mann widmet.

Es ist die Hochphase der Polemik, damals. Thomas Mann, dem man es 1933 *nicht eben schön gemacht hat* und dem das Emigrantentum nicht auf den Leib, und schon gar nicht auf die Seele geschnitten war, hatte sich nach langen Jahren der Wanderschaft in Californien installiert.

Das Haus dort, in 1550 San Remo Drive, steht noch. In der Nähe wohnt Armin Mueller-Stahl. Es ist eine schöne, wenngleich nicht reiche Gegend, in der die Häuser dort stehen; sie sind besser gebaut als der Durchschnitt. Es ist lange nicht so groß, wie man aus den Bildern schließen könnte; in seinen Grundlinien und in der Grundhaltung der Architektur ist es noch vorhanden.

An einem warmen Augusttag bin ich dort gewesen; es ist bewohnt, die Eigentümer ertragen solche Betrachter geduldig; man durfte in den Garten gehen. Gewiss: eine Gegend, in der man es, von dem Herzasthma der Sprachlosigkeit einmal abgesehen, schon aushalten konnte.

Von dort also, wo er – bis an die Grenzen seiner Physis – seinen *Lebensroman* vom Dr. Faustus geschrieben hatte, von dort also sollte er nun, vertrieben aus allen bürgerlichen Ehren, den Ehrendoktor der Universität Köln aberkannt – was hatte Ernst Bertram dazu gesagt, was hat er dazu gedacht – enteignet von seinem Haus in der Poschingerstraße 1 in München, seinem Ferienhaus in Nidden, verfemt und ausgebürgert, nach Deutschland zurück. Der aus dem deutschen Rotary Ausgeschlossene, dem in einem so genannten *Protest der Richard Wagner Stadt München* bedeutet wurde, wo er nun stünde, nämlich ganz allein. Sollte es einen wundern, dass ein Mensch wie Thomas Mann dies bei sich behielt, und mag es in aller Gebrochenheit geschehen sein; es ist geschehen. Eben dieser sollte nun zurück nach Deutschland.

Zu *Heil und Versöhnung*. Die Protagonisten dieser Versöhnungseinladung, nun ja: Walther von Molo, Frank Thiess und wie sie hießen. Die Herren, die sich in jener Kontroverse laut vernehmen ließen, hatten in jenen Jahren, ja: *in jenen Jahren*, weitergemacht in Deutschland.

Gewiss, man kann darüber den Stab nicht brechen, wie auch, wenn man in eine Vergangenheit zurück blickt, die einem nicht *vorstellbar* ist, ja, gar nicht sein kann. Immerhin, sie waren geblieben und sie waren Teil einer Deutschen Kultur geblieben, die sich aufgehoben hatte gegen die Zeit.

Dass nämlich Kultur dort wäre, wo Menschen, aus welchem Grunde immer, barbarisch verfolgt, ja *ausgerottet* werden, das gibt es, damals wie heute, nicht. Nun aber, nach dem Kriege und in Not sollte der Eine zurückkommen, seine Verbundenheit bezeugend; nicht mit Einzelnen, mit dem Volke als ganzem. Thomas Mann kam erst im Goethe-Jahr 1949 wieder.

Am 25. Juli 1949 in der Paulskirche in Frankfurt am Main, und, was man heut gern vergisst, auch in einer Deutschen Demokratischen Republik wurde sie gehalten, in Weimar, im selben Jahr und aus demselben Grund, im Rahmen der selben Reise. Zwei Goethepreise und eine verschweigende Stille zu Buchenwald, das noch *arbeitete*. Dazwischen ein Krieg und eine nicht vorstellbare Katastrophe. Deutsche Realität, nun.

IV

Thomas Mann hatte – anders als man es heute zu wissen vermeint – gerade in jenen Jahren nach dem Krieg hierzulande und überall, wo man Deutsch sprach und spricht, von der Schweiz einmal abgesehen, keinen hohen Kurs. Er galt als ein Emigrant, er galt vor allem als ein *Asphaltliterat*. *Felix Krull* war ein Buch, das den hohen Anspruch einer eben wieder gewonnenen deutschen Innerlichkeit nicht zu befriedigen vermochte.

In diese Epoche fiel der längere Aufsatz, von dem wir hier sprechen. Seine Autorin, noch jung damals, eine Begabung von Rang gewiss, indes 1938 lyrische Befürworterin eines so genannten Anschlusses, Autorin einer Prager Reisebeschreibung, die an Düsternis nicht zu überbieten ist – geliebt habe ich sie als alte Frau dennoch – spiegelt Thomas Manns *Faustus* den vier Josephsbänden, stellt sie gegeneinander und illustriert, auf eine nicht wenig gekonnte Weise, das, was Hans Egon Holthusen viel platter als eine Welt ohne Transzendenz zu brandmarken wusste. Ist es wert, all dies noch einmal heraus zu holen? Noch einmal in den Biografien zu wühlen, noch einmal aufzuzeigen, welches Leben sich wo verirrt hat, in jener Zeit?

Bei aller Mühe: ja.

V

Worauf nämlich jener Disput *in nuce* zurück kommt und was seines Wesens Kern ist, ist wichtig zu erkennen: die Anrufung einer transzendenten Figur als des Arkanums des deutschen Denkens.

Der Bogen ist weit gespannt: er reicht von Rilkes Mühle in Muzot, geht über Stefan George und seinen Kreis eines *Geheimen Deutschland* und langt bis hin zur arkanischen Staatsrechtslehre des Carl Schmitt aus San Casciano in Plettenberg im Sauerland; ein zweiter Machiavelli als Charismatiker und Polytechniker der Macht. Er reicht bis zu Martin Heidegger, der – im badischen Freiburg und auf seiner Hütte – davon überzeugt war, dass nur die Deutsche Sprache das Denken zu den Ursprüngen im alten Griechenland ermögliche und rechtfertige. Dass also eine andere Sprache nicht in der Lage sei, dorthin zu führen; dass eine mythische Verbindung zwischen dem Griechischen und dem Deutschen bestehe, die in die Lichtung der Unverborgenheit

führe nur anhand und mithilfe dieser Sprache. Überall also diese Begriffe: Transzendenz, Arkanum, Geheimnis.

An diesen Identifikationschiffren zog sich eine ganze problematische Generation sprichwörtlich aus der *Affaire*, zog einen Graben zwischen sich und die Untaten und geriet so in eine beinahe hohepriesterliche Lage: der sich selbst zugesprochene Anspruch erhob über die Masse und aus der Zeit.

Darin verbirgt sich zweifach die Sprache: im Zuspruch und im Anspruch ist die Sprache selbst, die, auf solche Weise vernutzt, plötzlich zu einem Kennzeichen des Verrats wird. In anderen Ländern und anderen Traditionen kennt man solches nicht, überall dort, wo die Freiheit des Einzelnen vor dem Kollektiv zu den wirklichen wenigen Gütern einer Gesellschaft gehört und wo das Aufgehen im Ganzen einer (Volks-) Gemeinschaft nicht zu den Traditionen der rituellen Selbstentblößung führt.

Ein letztes Mal: nach 1945. Nochmals die Anrufung der Figur der Transzendenz; diesmal zur Rettung vor sich selbst und aus der eigenen Geschichte. Das Material aber muss man kalt halten und sich selbst auch. Wie soll das geschehen – fragt nicht nur die Gestalt im Vorlauf des *Magnificats*, sondern fragt vor allem der Mensch in der Depression der Vernichtungserkenntnis. Als Leugnen, zumindest für den leidlich Ehrlichen nichts mehr nutzte, zu nichts mehr verhalf.

VI

Nicht jeder Roman hätte zu solch wütenden Protesten geführt, wie dieser. Thomas Mann ist es auf seine sehr starke Weise gelungen, eine Anatomie des Deutschen zu zeigen, einen Aufriss: einen Aufriss just jener Anrufung der transzendenten Figur an ihrem anderen Ende: am Teufel. Hier versteht sich der Teufel nicht als eine Gestalt christlicher Prägung, sondern als das Sinnzeichen der Kälte – der *Kälte* der Verschwörung.

Indem der Roman kein Heil verheißt und keine Heilung anbietet; indem er keinen guten Geist entgegenstellt, indem das Übel bei sich verbleibt und der Leser in die Stille einer grausigen Erfahrung entlassen wird, versagt sich Thomas Mann jeder Seelenspeise (Hermann Hesse) und jedes Glasperlenspiels von guten Mächten, die – und mag es im Verborgenen sein – letzte Rettung gewähren. Dies ist *ein letzter Gott, der uns noch retten kann*.

Das weist in tiefe und weit hergebrachte idealistische Gegenwelten, die, in der Anrufung Goethens und Hölderlins als ihrer Paten, vermeint, es müsse zu allem ein gutes Ende geben, weil dies dem Schicksale, der Schickung, wenn nicht einer Sendung [sc. des Deutschen] entspreche.

Da eben in Thomas Manns Buch: kein Gott, der uns noch retten kann. Nicht einmal der Gott, dem man sich anvertraut hätte; der ein und derselbe ist, einmal und für immer, in aller Entzogenheit, in allem Sein und in allem Nichtsein.

VII

Gertrud Fussenegger hat in ihrem Aufsatz viel Enttäuschung gezeigt; Enttäuschung. Was sagt das? Es sagt, dass man sich etwas verspricht und es dann nicht eintritt. Es sagt

aber zugleich: dass man sich täuscht an jemandem oder etwas und darüber erschrickt. Erschrocken darüber, dass man trostlos zurück bleibt in der *Erkenntnis des Desasters der Kälte* und Thomas Mann sich allenthalben verweigert: kein letztes, gutes Wort, kein dennoch, kein

Ja es werde, spricht auch Gott,
und sein Segen senkt sich still,
denn er macht den nicht zum Spott
der sich selbst vollenden will.

So sprach Friedrich Rückert. Nicht aber Thomas Mann. Das Kind Echo – der Name steht für die Einsicht – stirbt einen qualvollen Tod. Es stirbt ihn sinnlos, scheinbar: Prämie der Kälte. Viele Kinder, viele Echos sind gestorben, in den Kinderlagern, auf den Kindertransporten. Wie man sie in meiner oberösterreichischen Heimat hingebraht hat, geschlachtet, das will ich nicht schreiben; ich könnte es nicht ohne einen Zerbruch.

VIII

Dies Erschrecken ist auf dem Grund der Enttäuschung. Nicht von ungefähr geht ein Heft mit dem Aufsatz nach Ravensburg, wohin sich Jünger in die französische Zone zurückgezogen hat.

Dort, so scheint es, hat man Zuspruch und Zusagen vermutet. Das spricht Bände.

Gewiss: es sollten damals neue Linien gezogen, Verbindungen gegründet, und *Belles Alliances* geschmiedet werden. In dieser Hinsicht sollte die Figur der Transzendenz die sinnstiftende Mythe sein, die alle jene verbinden sollte, die ins Centrum des Anderen Deutschland eintreten wollte.

Dass dies – im Kern – vor allem immer Konservative betraf, mögen sie nun Johannes R. Becher heißen oder eben Hans Egon Holthusen, liegt auf der Hand; dass die Herren in jenem anderen, dem zweiten und angeblich demokratischen Deutschland [und die Damen auch] eben die Transzendenz des Materialismus als ihre Figur erhoben, darf nur angemerkt werden.

IX

Allein: es hielt nicht und hielt nicht mehr. So konnte es zu keinem Anbietern mehr kommen; der Versuch scheiterte im Ganzen.

Denn: *alles ist anders gekommen*: Gertrud Fussenegger hat später ihre Thomas Mann-Kritik zurück genommen, Ernst Jünger hat Thomas Mann souverän nicht beachtet und seinen eigenen Kosmos geschaffen, über den anders zu handeln sein wird und in den Jahren – spätestens – nach 1968 ist die Anrufung der Transzendenz als des Großen Bären aus dem öffentlichen Diskurs verschwunden. Nur noch in Blättern und Büchern und Erinnerungen lebt sie fort: die Figur der Transzendenz als die Figur der Chiffre des deutschen Idealismus.

